

Das Menschlein Matthias.

8] Erzählung von Paul Nig.

Singegen lag Matthias am Morgen lang vor Tagesanbruch mit offenen Augen zwischen seinen schlafenden Bettgenossen. Er wäre so gern aufgestanden, ins Freie entweichen, da ihn die große Erwartung nicht mehr ruhen ließ und von dem wachen Stillliegen alle Glieder zuckten. Aber das Wagnis machte ihm bang.

Endlich schlüpfte er diebisch behutsam unter der heißen Federdecke hervor, kam glücklich aufrecht zu sitzen und harrete dann eine Minute gespannt, ob einer der drei Schläfer sich rege. Konrad lag mit beinahe überhängendem Haupt am Rand des rohgezimmerten Bettes, das breit, niedrig, tragsam war wie ein Floß, und dessen Matraze in der Mitte eine stattliche Mulde aufwies, in der die kleine Frida und Matthias immer wie in einer Gruft begraben lagen. Der Große schlief fest, finster, mit offenem Munde, während Marie, unter den Augen zart gerötet, süßlich schwer Atem holte und sieberhaft glühte. Nengstlich starrte Matthias in ihr schmalwangiges, blaßes Gesicht, auf die schier durchsichtigen, langbehaarten Ader. In der Kinngrube, auf der Oberlippe, in den Nasenrillen und an den Schläfen, daran die Haare klebten, blinkten seine Schweißperlen. Nie war sie ihm im Wachen so frühalt und welk erschienen; zum erstenmal ergriff ihn eine flügelschlagende Furcht vor dem, was Krankheit hieß. Das gesunde Herz duckte sich schon vor der düsteren Erkenntnis und ersafte sie nur um so stärker, als sein Blick danach das rotknospige, pausbädige Gesicht der kleinen Frida streifte, deren Goldhaare die Farbe des Lebens noch frischer erscheinen ließen.

„Mariele!“ flüsterte er bang, als müßte er sie von traumhaften Dualen erlösen. Niemand hielt er sich an der Bettstatt fest und bengte sich lauschend nieder. Die schöne, himmelhohe Hoffnung hatte er beinahe vergessen, als die Angersene, deren Schlämmer leise war wie ein Vogelschlag, die Augen aufschlug und sich fragend umsieh in der matt erhellten Dachkammer. An das rotverhängte Lufensfenster pochten die ersten Strahlen.

„Hat die Mutter geklopft?“ staunte sie den Wecker an, der im graugestreiften Matinhemd mit wirrem Kraushaar so absonderlich über den Köpfen der anderen hochte. Aber dann befann sie sich gleich, daß es Sonntag war und die Eltern gewiß noch lange nicht ans Aufstehen dachten. Es konnte ja nach dem Licht kaum viere sein. Sie stieß Matthias den spitzen Ellbogen in den Leib: „Kannst einen nicht aus-schlafen lassen. Du liegst mir jetzt still oder ich wecke den Großen, der wird Dich dann schon zwicken und zwacken, daß Du's lieber besser hättest!“ Dann drehte sie sich entschlossen auf die andere Seite, während der Gescholtene eingeschüchtert unter die Decke rutschte. Aber er legte schmeichelnd den Arm um ihren Leib, drückte den Kopf in ihren Nacken und bot leise flüsternd: „Mariele, weißt Du etwas? Was hat der Wettergötti berichtet?“

„Se, nein, ich weiß nichts. Laß mich in Ruh!“ sagte sie böse und schlafsuchtig. Er merkte jedoch gleich, daß sie log. Es schmerzte ihn wie ein giftiger Stich. Alle um ihn wußten, ob seine Mutter heut zu kommen gedachte, nur ihm, dem allein es galt, wurde das tödlich verschwiegen! Er bot dem Mädchen den zu erwartenden Nicken und sonstige Schleckereien an, versprach sogar, alles, was er an Backen erhalte, in ihre Sparskaffe zu legen — umsonst: sie gönnte ihm die Freude nicht, sondern verhöhnzte ihn noch: „Wärs Du aetern nicht fort-gelaufen, so wüßtest Du's jetzt!“

Matthias kannte längst diesen gehässigen Geist, welcher sich der Angehrkinder allemal bemächtigte, wenn seine Mutter im Anzuge war. Er begriff sogar dessen Ursache. Von den beiden Schwestern war seine Mutter die Jüngere, Schöner, Feinere, sanft und gut wie ein Engel, und ihre vornehmen Kleider rochen stets nach Blumen. Schon daß sie an z w e i Fingern Ringe, dazu seidene Handschuhe trug, einen prächtigen Sonnenschirm, einen wallenden Federhut und Schuhe mit glänzenden Spizen hatte, das machte die anderen fast blind vor Verdrub. Sie taten dann immer, als hätten sie nichts von alledem gesehen. Aber er gab genau auf alles acht. Die

Wasgotte vergaß nie, die Mutter zu mustern und vorwurfsvoll zu fragen: „Was hast Du dafür ausgegeben?“ Weil sie lieber gewollt hätte, das Geld wäre in i h r e n Säckel geflossen. Ihm jedoch gefiel es über die Mägen. Mochten sie ihn dafür schlagen, mißhandeln: wenn nur die Mutter fortfuhr, schöne Kleider zu tragen.

In seiner Erregung sagte er Marie alles, was ihm da einfiel; er ließ jede Vorsicht fallen und machte sich kampfbereit.

Sie schlug seinen grimmigen Angriff ab, indem sie nach ihrer Weise sonderbar altklug betonte: „Es wär', denk', gescheiter, Du hättest einen Vater wie wir, so brauchtest Du überhaupt nicht bei uns zu sein! Wir wären froh!“

Dabei nahm sie die Decke zwischen die Zähne, weil sie dachte, er werde sie vor Wut gleich an den Haaren reißen.

Matthias entgegnete bebend vor Scham und tiefem Kummer: „Ich hab wohl einen — so gut wie Ihr,“ allein er schluckte schrecklich an diesen Worten.

„Gelogen!“ zischte sie. „So sag, wie heißt er?“ „Jakob!“ beharrte er in großer Bedrängnis, nur so aufs Geratewohl und weil das der oft gehörte Name des Großvaters war.

Marie fuhr wie gestochen herum, stüßte sich auf beide Hände und sah das Bürschchen wahrhaft entsetzt an.

„Und wie noch mehr?“

„Jakob Böhi!“

„Ach, du großer Gott! Zuerst war sie einfach starr über seine verzweifelte Mühsucht. Daß einer so gottverlassen lügen durfte! Aber da zappelte der Frevler auch schon in ihren Mägen. Er konnte ihren drohenden, rechthabenden Blick nicht länger aushalten. Die Brust schnürte sich ihm zusammen. Am liebsten wäre ihm gewesen, das Daß wäre eingestürzt.“

„Siehst Du, wie Du lügst! Deine Mutter heißt ja Böhi. Da müßte doch der Vater einen ganz anderen Namen haben. Wir heißen drum Angehr, weil unser Vater so heißt. Und Du nur Böhi, weil Du keinen hast. Gest, he!“ triumphierte sie grausam, versiel dann aber vor Aufregung in einen so lauten, atemraubenden Husten, daß auch die anderen davon aufwachten.

Im Gefühl seiner schmadvollen Niederlage trommelte Matthias mit aller Kraft und beiden Fäusten auf Marias Rücken; nicht von fern dachte er mehr an ihr schmerzverklärtes, weltliches Traumberge. Im Nu war das warme Nest voll Leben, Kampf und Kriegsgeräusch. Der Große fuhr desgleichen wie eine getretene Otter herum und warf sich wut-schnaubend auf den Störenfried, die kleine Frida hingegen sprang flink wie ein Wiesel auf die Beine, hob die Falltür und schrie im Bewußtsein ihrer Rechtfchaffenheit geradezu begeistert hinunter: „Mutter, komm schnell mit dem Riemen, sie balgen, sie reißen einander die Haare aus!“

Die Beschwörung war nicht vergebens. Noch ehe sich der wüste Anäuel löste, wuchs die Rache leidhaftig aus dem Boden. Frau Angehr stürzte im blutroten Unterrod, dazu wohlbewaffnet herbei und teilte, bis sie Näheres erfuhr, zubörderst auf gut Glück einige Streiche aus. Das eigentliche Strafgericht begann freilich erst, als sie den Grund des Getümmels kannte. Obwohl alle vier wie die Hühner beim Füllern gaderien, stellte sich doch bald heraus, daß der ungeratene Schwesterjohn wieder der Uebelthäter war. Etwas Aergeres als die Klage, wie dieser sich gegen ihre eigenen Kinder seiner besseren Mutter rühmte, hätte ihr der Tod nicht hinterbringen können. Vor Wut verlor sie fast die Besinnung, ihre aufgelösten Haare schlenkerten wie Schlangen um den Kopf, und Matthias, den sie mit einem Ruck aus dem Bett zerrte, kam nicht dazu, ihre Knie zu umfassen, seine Unschuld zu beteuern. Sie wirbelte ihn gleich einem Laubfack zum Ausklopfen im Kreis herum und ließ das Leder weidlich auf seine Nacktheit klatschen, bis ihm und ihr zugleich Hören und Sehen verging.

Von unten schallt die Stimme ihres Mannes, zu dem Matthias um Hilfe rief: „Wird's nun bald Ruh da oben? Komm ich dazu heim, um solchen Spektakel zu hören?“

„So,“ sagte das erschöpfte Weib tief befriedigt, als sie den Laumelnden aufs Bett zurückließ, „ein andermal wirst Du nicht mehr prahlen mit Deiner verwelschten Lammer. Dank Du dem Herrgott, daß w i r Dich in den Fingern haben. Was d i e aus Dir machte — es würde dem Teufel drob grausen.“

Damit verschwand sie wieder in der Versenkung, und zwar ohne jedes Bedauern, das sonst oft nachträglich über sie kam, wenn sie sich gegen das „unfaulere Fräulein“ hatte hinreichend lassen. Sie besaß keinen Begriff davon, daß ihre blindwütende Strafart dem betroffenen Kind nur Saß und Graufen, keineswegs Respekt einflößte. Auch den gelinden Einspruch des Mannes, der selten ein Kind hart ansah, hingegen sich selber manchmal gegen sein rabiaties Weib zur Wehr setzen mußte, wies sie entriistet zurück.

„Das fehlte noch, daß der Tropf mich ungestraft bei meinen eigenen Kindern schlecht machen dürftel! Solcher Klauen stecken noch manche in seinem Schädel, aber ich will sie ihm schon herauspauken. Da tu' ich noch ein gutes Werk. Der Käufer! Man möcht' manchmal schier aus der Haut fahren!“

„Und doch wär's Dir auch nicht recht, wenn er zu anderen Leuten kämel! Es steht Dir ja frei, kauft ihn morgen schon los sein!“ mahnte er sie an ihren Eigennuß. Die Schwägerin sparte nicht am Kostgeld und kam nie ohne Geschenke ins Haus.

„Nein! Ich hab's unserem Vater auf meine Seligkeit versprechen müssen, das Büschlein zu behalten und auf ihn acht zu geben!“ beschönigte sie wiederum den Sachverhalt. „Oder glaubst Du, ich wäre schlecht genug, ihn, falls die Seine fürbe, ins Waisenhaus zu geben?“

Das war wieder etwas anderes, solches dachte er freilich nicht. Aber besser wär's dennoch, meinte er, die Schwägerin würde den Urheber des Unglücks endlich vergessen und einen ordentlichen Vater für den Kleinen suchen. An soliden Bewerbern fehle ihr's wahrlich nicht, und jener Erste, Hochgeschworene denke trotz ihrem zähen Glauben ewig nicht daran, die Glocken läuten zu lassen.

„Er mühte denn ein rechter Esel sein! Wie sie eine dumme Trine ist, daß sie nicht einen anderen nimmt. So würde sie wenigstens noch eine anständige Aussteuer aus dem Menschen heraus schlagen!“ fiel ihm die Anaghrin höhnisch ins Wort. Es war ihr jedoch selber nicht wohl dabei. Sie hatte früher auch anders empfunden, ehe sie am eigenen Leibe erfuhr, daß gekränkter Stolz eine böse Auszehrung ist, die alle Kräfte zugrunde richtet. Deshalb hörte sie's jetzt recht gern, als der Mann bekannte, daß sein Arbeitsgenosse heut von ungefähr des Wegs komme, um hier ein ernstes Wörtlein mit der Jungfer Brigitte Böhi zu reden.

(Fortsetzung folgt.)

Die goldenen Tressen.

Von Karl Sørensen (Slagen).

Tagelang hatte der Sturm geheult und es sah diesmal so aus, als ob der Wind seine Zungen gar nicht leer bekommen könnte, die Beständig wie dicke schwarze Ventel über dem Meere draußen hingen. Es blieb wirklich kaum so viel Platz darunter, daß die paar Dampfer, die sich hin und wieder auf der unruhigen See zeigten, in den Hasen hineinrollen konnten. Drinnen im Fischerhafen lagen alle Schaluppen Bug an Bug gepreßt, die Masten bildeten einen wunderlichen hin- und herwiegenden Wald, und am Lande standen die älteren Fiiwer mit den Händen in den Hosentaschen und schwayten, während die jungen Pössen trieben wie Schuljungen, die unerwartet frei bekommen haben und nun nicht wissen, wie sie die freie Zeit hinbringen sollen.

Der Regen kolkerte und platschte auf das Deck der „Marie“ nieder, als ob sie ein Tonnengefäß wäre, das mit dem Boden nach oben lag, und nicht ein wohlgebauter Zweimaster von 45 Tonnen. Das mochte nun sein, wie es wollte; störend war nur das Aufspritzen, jedesmal wenn ein Regentropfen durch den undichten Lutendekel auf die Fußbodenplanke der Kajüte niederklatschte.

Der Schiffer Kristensen lag in der Koje und beobachtete, während er nach der Luke stierte, wie das Wasser beständig hineinräufelte und sich zu Tropfen sammelte, die in die Pfütze am Boden niederplumpften und gleich wieder einen neuen Platz machten. Schiffer Kristensen hatte hier seit Mittag die ganze Zeit in der Koje gelegen, sich geärgert und nach der Pfütze hin gesehen, er hatte gesehen, wie sie sich ausbreitete und wuchs und es hatte ihn jedesmal verdrossen, wenn ein Tropfen rascher auf den anderen folgte, als in der Ordnung war. Er konnte natürlich aufstehen und einen Kübel untersetzen; und zuerst, als es losging, hatte er auch daran gedacht, aber er wollte nicht, nein, zum Teufel, er wollte das nicht. Er wollte doch keine großen Geschichten machen um den faulen Lutendekel. Das ganze Jahr hatte er nun schon versucht, ihn wieder biät zu kriegen, aber es war, als ob der Teufel in den Lutendekel gefahren wäre, er wollte nicht biät halten; nun, dann mochte er es, hol's der Teufel, bleiben lassen; er war nicht der Mann, der sich von einer faulen Luke, die nicht Wasser halten konnte, verurteilen und an

der Nase herumziehen ließ; die konnte sich da amüßieren, bis es ihr über wurde.

Gegen acht Uhr ließ der Regen nach und nur der Sturm blieb körig. Die Regentropfen in der Luke wurden seltener und hörten schließlich ganz auf. Schiffer Kristensen fuhr in die Holzpantinen, nahm seine Jacke, zog sich seine Mütze über die Ohren und verließ die Kajüte, ohne sich auch nur nach der Pfütze oder Luke umzusehen. Einen Augenblick später kam sein Kopf über Deck zum Vorschein und schielte nach der „Anna“ hinüber; die sah womöglich noch toter aus als die andern, und das ärgerte ihn außerordentlich. Er kroch auf Deck, schloß hinter sich ab und enterte nach der „Anna“ hinüber. Drüben machte er mit seinen Holzpantinen so viel Spektakel, wie er fertig kriegen konnte, schlug mit Gepolter den Deckel der Luke zurück und polkerte die Stufen herunter, mitten in die Kajüte hinein, wo in der Koje Schiffer Jensen's rotes Gesicht mitten zwischen den blauen Bettbezügen lag. Schiffer Kristensen stand eine Zeitlang und betrachtete den Schlafenden, dann stierte er unwillkürlich hinauf nach dem Lutendekel und hinunter nach dem Fußboden und brumnte ein paar tiefe Töne vor sich hin. Nein, natürlich, selbstverständlich war nur er es, der mit solchen Geschichten schikaniert wurde. Eine Zeitlang überlegte er, ob er Jensen schlafen lassen sollte, aber schließlich meinte er, daß es ihn am meisten befriedigen würde, wenn er den anderen weckte.

„Was ist denn los, Marie?“ sagte Schiffer Jensen.

„Du hast es wohl gut hier, was?“ sagte Kristensen und beeilte sich, ihn gleich lächtig wachzurütteln. Jensen schlug die Augen auf und sah nicht weiter vergnügt aus, als er Kristensen vor sich sah. „Phui Teufel,“ sagte Fischer Kristensen, „liegst Du nicht hier und schläfst mitten am Tage und noch dazu bei so einem Wetter.“ „Aaa —“ gähnte Jensen, „was zum Teufel soll man denn sonst bei so einem Wetter machen?“ Schiffer Jensen gähnte noch ein paar mal und streckte sich wie eine Raupe, und als er am längsten war, blieb er so liegen und sah nach Kristensen hinüber. „Warum schläfst Du denn nicht?“ „Neer,“ sagte Schiffer Kristensen, „wenn man das fertig kriegt; aber, Gott sei Dank, ist man ja 'n Seemann.“

Aber nach einer Weile bekam Schiffer Kristensen den Jensen doch aus der Koje und als sie an den Hasen herauskamen, legte eben ein großer Dampfer am Kai an. „Der ist schön abgewaschen,“ sagte Schiffer Kristensen und maß das Schiff mit den Augen, das bis mitten auf den Schornstein mit Seetang angeschmiert war. „Jawoll,“ sagte Schiffer Jensen. „Das ist ein tüchtiger Kerl,“ sagte Schiffer Kristensen. „Klein ist er nicht,“ sagte Jensen. Sie blieben stehen und sahen auf das Schiff, das an den Kai heranmanövrierte. Es war ein mächtig großes Schiff, das vorn wie hinten Laternen brannte und die grüne Laterne an der Seite orientierte von ihrer Höhe höhnisch auf die beiden Bramschiffer nieder. Auf dem Schiffe waren viele Leute an der Arbeit und oben auf der Kommandobrücke stand der Kapitän. Das Licht blitzte in den drei goldenen Tressen auf seiner Mütze, so oft er sich umdrehte. Hin und wieder drückte er auf den Maschinentelegraphen; dann tönten ein paar Glockenschläge und die Schute ging vorwärts oder rückwärts oder sie stoppte.

„Der geht mit 'ner Maschine, der da,“ sagte Schiffer Kristensen andächtig; „da brauchst Du bloß auf 'n Knopf zu drücken, so kolkert das Ganze herum. Das ist was anderes als daliegen und abwarten, bis es unserm Herrgott gefällt, einen weiterzupusten.“ „Jawoll,“ sagte Jensen. „Sieh mal den,“ sagte Schiffer Kristensen. „Jawoll,“ sagte Schiffer Jensen. Keiner sah den andern an und Schiffer Kristensen zeigte auch nicht hin oder deutete an, wen er eigentlich meinte, aber doch gab es keinen Zweifel, daß es der Kapitän mit der goldenen Tresse war, an den sie dachten.

„Aber was, zum Teufel, das ist ja Hansen,“ sagte Schiffer Kristensen und wurde unruhig. „Was denn für'n Hansen?“ sagte Jensen. „Hansen, unser alter Freund Hansen, weißt Du denn nicht mehr, der die „Kazisse“ führte, der immer sagte eins, zwei, drei, „für“, wenn er zählte.“

„Sooo?“ sagte Schiffer Jensen, „ist er das?“ „Zum Teufel, ist er's,“ sagte Kristensen, „ich habe es mir gleich gedacht, er hatte immer Nudeln im Kopf. Und nun hat er einen Dampfer zu führen, sieh mal an, das ist ja ulkig,“ fuhr Schiffer Kristensen fort und trippelte herum wie ein eilegendes Huhn. „Weißt Du noch? da-mals...?“ „Jawoll,“ sagte Schiffer Jensen, und maß seinen Abstand bis zur Brücke hinauf — „damals.“ — „Ja, ja,“ sagte Kristensen nachdenklich und stand still auf den Beinen; „aber das muß doch grohartig sein,“ sagte er bald darauf, „wenn man auf so einem Kerl Schiffer sein kann.“ „Jawoll,“ sagte Jensen, „das sind große Leute, die da.“

Die beiden Bramschiffer standen schweigsam und sahen zu, wie das Schiff am Kai anlegte und wie ein Brett vom Schiff zum Land herübergelegt wurde. Schiffer Kristensen trat von einem Bein aufs andere. „Wir müssen wohl an Bord gehen und ihm Guten Tag sagen,“ sagte er. „Das müssen wir wohl tun,“ sagte Schiffer Jensen. „Also los,“ sagte Kristensen. „Jawoll,“ sagte Jensen — „los!“ „Eigentlich muß er uns wohl vergessen haben,“ meinte Kristensen. „Ja, das muß er wohl,“ sagte Jensen. Die beiden Schiffer gingen langsam über das Landungsbrett, Kristensen voran. „Ist Kapitän Hansen an Bord?“ fragte Jensen feierlich einen Matrosen, der auf dem Schiffe stand. „Der Kapitän ist auf der Kommandobrücke,“ sagte der Matrose.

„Hörst Du wohl,“ flüsterte Kristensen zu Jensen, als sie an die erste Treppe kamen, „er ist es.“ Jensen sagte gar nichts. „Das ist

ja gerade als wenn man auf dem Lande auf einen Hausboden klettern sollte," sagte Kristensen, als die dritte Treppe anfing. „Jawohl," sagte Jensen. So kamen sie auf die Brücke. „Guten Abend," sagte höflich der Kapitän, der vor ihnen stand, vornehm, mit gestügtem Bart, die Hand am Geländer. „Abend, Hansen," sagte Kristensen, weil er fühlte, daß es ebenso gut wäre, gleich mit der Tür ins Haus zu fallen. „Wir sind Kristensen von „Marie" und Jensen von „Anna", fügte er etwas unsicher hinzu. „Was, zum Teufel," sagte Kapitän Hansen, und seine Stimme klang plötzlich ganz anders als vorher, „was, ihr seid das, das ist ja famos!" „Jaa, nicht wahr," sagte Schiffer Kristensen erleichtert. „Jawohl," sagte Schiffer Jensen. „Na, so das ist mir noch nicht vorgekommen," sagte Kapitän Hansen und streckte die Hand aus, und Schiffer Jensen sagte später, wenn er auch einen Kopf wie ein Dampfschiffser bekommen hätte, die Hand wäre die von einem Prähmischiffer geblieben. (Schluß folgt.)

Der Laubenkolonist.

Für die Zeit der ungünstigen Witterung, die nur selten einmal einige Stunden Arbeit auf der Parzelle gestattet, gibt es kaum eine interessantere Beschäftigung für den Gartenfreund als die Frühkultur seiner Lieblinge. Unter Frühkultur verstehe ich diesmal nicht die Anzucht von Frühgemüsen in warmen Mistbeeten, das Treiben von Obst unter Glas, oder das Treiben von Blumenzwiebeln im Zimmer, sondern die vorzeitige Erweckung ruhender Pflanzen zu einem ganz naturgemäßen Dasein. Die meisten Zierpflanzen, die wir frostfrei überwintern müssen, bedürfen alles in allem nur eine Winterruhe von etwa drei Monaten, werden sie aber kühl aufbewahrt, so schadet ihnen auch eine Ruhe von doppelter Länge nicht. Wenn wir aber diese Pflanzen, auch die hierhergehörigen Zwiebeln und Knollen, mit scharfen Augen beobachten, so erkennen wir, daß sich jetzt, wenn auch anfangs wenig merkbar, das ruhende Leben in ihnen zu regen beginnt. Die Knospen schwellen erst langsam, dann mehr, und an den nicht ganz trocken aufzubewahrenden Zwiebeln können wir das Hervorbrechen hellgefärbter feinsten Saugwurzelchen beobachten. In diesem Falle bedarf es nur vorzüglicher Förderung der sich wieder regenden Lebensstätigkeit, um bald neues Leben ergründen und erblühen zu sehen. Es kommen hier in erster Linie jene halbstrauchartigen Pflanzen in Betracht, die völlig kahl, also in absoluter Ruhe in den Winter eintreten und die wir deshalb, da sie höhere Wärme nicht vertragen und auch unseren Wohnräumen im Zustande der Ruhe nicht zur Zierde gereichen, im Keller überwintern lassen. Hierher gehören Topfrosen, Fuchsien, Hortensien, die leider nur noch selten anzutreffenden, im Sommer feurigrot blühenden Granaten und die ebenso seltene sogenannten Korallenbäume. Das neue Leben aller dieser Pflanzen bedarf nur einer bescheidenen Unterstützung von Menschenhand; man bringt sie an das sonnig gelegene Fenster eines nur mäßig erwärmten Zimmers und schneidet sie vorsichtig zurück; an den Hortensien entfernt man nur das schwächste, nicht blühbare Holz, und die Granaten bedürfen keines Schnittes. Anfangs gießt man mäßig, später reichlicher, aber immer nur mit etwas erwärmtem bezw. abgestandenem Wasser, und bald schmückt saftiges Grün die Fenster. Bei dieser Behandlung wird die Hortensie, eine Sommerblüherin, zur Frühjahrsblüherin; Fuchsien und Heliotrope werden dadurch fast zu Winterblühern, und auch die vorgetriebenen Rosen eilen ihren Artgenossen im Freien weit in der Blüte voraus. Ein weiterer Vorteil dieses Verfahrens besteht darin, daß sich die jungen, kaum halbreifen Triebe mancher der genannten Pflanzen, namentlich der Hortensien, der Fuchsien und der Heliotrope, erfolgreich als Stecklinge verwerten lassen. Man schneidet einige der stärkeren Jungtriebe, sobald sie 3-5 Zentimeter Länge erreicht haben, im Grunde mit scharfem Messer ab, steckt sie hart um den Rand kleinerer Töpfe, die mit einer Mischung von Torfmüll und Sand gefüllt sind, gießt sie vorsichtig an und bedeckt dann jedes Töpfchen mit einem Einmacheglas, das, weil es anläuft, täglich ein- bis zweimal trocken auszuwischen ist. Bei mäßiger Feuchtigkeit und bei Schutz gegen Sonne durch Beschattung mit einem Zeitungsblatt erfolgt die Bewurzelung nach 10-14 Tagen. Wer in dieser künstlichen Pflanzenvermehrung noch keinerlei Übung hat, der übe sie zuerst mit den grünen Zweigspitzen der Tradeskianten, jener grün und buntklaubigen südamerikanischen Hängepflanze, die man so häufig im Zimmer findet. Es ist nichts leichter, als ihre künstliche Vermehrung, da die Stecklinge bei warmem Standort oft schon nach 4-5 Tagen Wurzeln schlagen und weil sie als geborene Sumpfpflanze die gewöhnlich allzu reichliche Wassergabe des noch ungeübten Liebhabers nicht übernimmt.

Eine hübsche, feiselnde Frühkultur bildet auch das Antreiben von Knollen und Zwiebeln. Ungeordnetlich geeignet sind die dicken, fleischigen, knollenartigen Wurzelstöcke der Cannas oder des Blumenrohres, einer prächtigen Sommerblattpflanze unserer Gärten, deren stattlich beblätterte Triebe später von prächtigen rosafarbenen, feuerroten, gelben, bei einzelnen Sorten auch hübsch gezeichneten, in Rippen stehenden Blüten gekrönt werden. Die Knollen, die bisher in frostfreiem Keller auf mäßig feuchtem Sand lagerten, nehmen wir an einem Sonntagmorgen ins Zimmer, schneiden mit scharfem Messer alle etwa angefaulten Teile und die noch vorhandenen Reste der vorjährigen, nun durchweg abgestorbenen Wurzeln fort und nehmen dann gleichzeitig eine Vermehrung vor,

die zugleich auch eine Verjüngung bedeutet, indem wir die größeren Knollenstücke in mehrere Teile zerlegen. Dabei ist nur zu beachten, daß jedes zu pflanzende Teilstück mindestens eine gesunde Triebknospe besitzt, denn Teilstücke ohne solche sind dem Untergang geweiht. Jedes Teilstück wird in einen Topf verpflanzt, der ihm an den Wänden etwas Spielraum läßt. Auf den Boden des Topfes kommen einige Kieselsteine oder einige Topfscherben als Vermittler eines guten Wasserabzuges. Die Erde soll eine recht kräftige, aber reichlich mit Sand vermischte sein. Die ziemlich erheblichen, beim Zerschneiden entstandenen Schnittwunden, aus denen Saft austritt, der gleich eine gallertartige Beschaffenheit annimmt, bedeckt man aber vor der Pflanzung reichlich mit Holzlohlenpulver, wodurch man dem Aufsteigen von Fäulnis vorbeugt. Man erhält dieses Pulver durch vollständiges Zerklappen eines Stückes Holzlohe mit dem Hammer. Die bald austreibenden Knollen entfalten große, grüne, bei manchen Sorten auch feuerrote Blätter, die zur kalten Jahreszeit einen prächtigen Fensterschmuck abgeben. Später verpflanzt man noch einmal in größere Töpfe und nach Mitte Mai erfolgt dann das Auspflanzen auf die Parzelle. Bald nach dieser Zeit öffnen sich auch die ersten Blüten; da immer neue Triebe dem Wurzelstock entsprossen, hält der Flor bis zum Eintritt der kalten Jahreszeit an.

Den Edeldahlien unserer Gärten wird häufig der Vorwurf gemacht, daß sie allzulange als schmuddlos grüne Stauden im Garten stehen, bevor der Flor einsetzt. Die vorjährigen großen Dahlienausstellungen in Breslau und Forst haben gezeigt, daß es jetzt auch frühblühende Sorten gibt. Diese finden wir hauptsächlich unter den Bonpondahlien mit kleinen, kugelförmigen, dicht gefüllten Blüten, und unter den einfach blühenden, die jetzt mehr in Aufnahme kommen. Die frühblühendsten einfachen Sorten sind Lucifer, die sogenannte Schwarztaubdahlie, mit schwarzrotem Laub und feuerroten Blüten, und die Sorte Danebrog mit roten, weißumrandelten Blüten; diese wurde auch unter dem Namen Gebelina eingeführt. Aber auch den Flor aller übrigen Dahlien kann man verfrühen und dadurch verlängern, da er in allen Fällen bis zum Eintritt des Frostes andauert, wenn man die jetzt ruhenden Knollen rechtzeitig pflanzt und im Zimmer antreibt. Auch hierbei ist eine Vermehrung durch Teilung alter Knollen ausführbar; es ist nur zu beachten, daß die wurstförmigen Einzelknollen, die meist zahlreich am Wurzelstock hängen, abgeschnitten und eingepflanzt nicht wachsen können. Es gehört zu jedem abzutrennenden Knollenteil auch ein Teil des Wurzelstockes, an den allein die Lebensknospen oder Augen sitzen, welche Triebe entwickeln können. Was beim Teilen abbricht oder abfällt, ohne daß ihm ein Stück des Wurzelhalses anhaftet, hat nur noch für diejenigen Liebhaber Wert, die einige Übung in der Veredelungskunst besitzen. Auf jede dieser augenlosen Knollen kann man später die Spitze eines jungen Dahlientriebes aufspießen. Man schlägt diese Knollen deshalb so lange in mäßig feuchten Sand im Keller ein, bis die eingepflanzten Dahlien am Zimmerfenster kräftige Triebe entwickelt haben. Die Veredelung wird nur mit einem Faden fest verbunden, nicht mit Baumwachs verstrichen, und dann eingepflanzt. In den Gärtnereien vermehrt man die Dahlien hauptsächlich durch krautige Stecklinge, geschnitten von den angetriebenen Pflanzen; doch ist es im Zimmer nicht leicht, solche zur Bewurzelung zu bringen, da dort die stets in den Vermehrungsbeeten der Treibhäuser vorhandene Bodenwärme fehlt.

Auch Begonienknollen und Lilienzwiebeln kann man jetzt einpflanzen. Begonienknollen lassen sich bei dieser Gelegenheit auch durch Teilung vermehren, indem man jede Knolle je nach ihrer Größe in 2, 3 oder 4 Teile zerlegt. Die Schnittflächen müssen auch hier sehr sorgfältig mit Holzlohlenpulver bedeckt werden. Das Einpflanzen erfolgt in möglichst kleine Töpfe, in eine Mischung von Torfmüll und reingewaschenem, gröberem, vor der Verwendung aber wieder abgetrochnem Sand. Die früh gepflanzten Begonien stellen oft die Geduld des Pflegers auf eine harte Probe, da sie nicht von heute auf morgen, sondern frühestens nach 2-3 Wochen, mitunter aber auch erst nach 6-8 Wochen zu treiben beginnen. Bis zum Einsetzen des jungen Triebes ist im Bewässern größte Mäßigkeit zu üben. Lilienzwiebeln (ich habe hier die japanischen Prachtlilien im Auge, die man unter guter Laubdecke im Winter auch im Freien lassen kann) werden auf besondere Art gepflanzt. Man verwendet je nach Größe der Zwiebeln Töpfe von 10-12 Zentimeter oberer Weite. Das Abzugloch im Boden des Blumentopfes wird mit einer Topfscherbe bedeckt, auf die man eine knapp drei Finger hohe Lage nahrhafter Erde giebt. Auf diese setzt man die Zwiebel und füllt danach soviel Erde ein, daß sie gerade bedeckt ist. Nach beendeter Pflanzung ist der Topf höchstens bis zur Hälfte mit Erde angefüllt. Bald regt sich der junge Trieb, nun spargelartig emporzuschießen. Jetzt beginnt man allmählich, weiteres Erdreich in den Topf einzufüllen, bis dieser im Verlaufe einiger Wochen so weit gefüllt ist, daß nur noch der notwendige Gießrand frei bleibt. Diese Pflanzart, die manchmal eigenümlich erscheinen mag, ist darin begründet, daß die Lilienzwiebeln, im Gegensatz zu den Zwiebeln aller unserer sonstigen Schmuckpflanzen, ihre Hauptwurzeln nicht am Zwiebelboden, sondern erst späterhin an den der Zwiebel entsprossenden Trieben entwickeln. Bei der hoch gepflanzten Zwiebel müssen diese Stammwurzeln vertrocknen, weil man sie nicht mit Erde bedecken kann, bei der tief gepflanzten und nach und nach angefüllten Zwiebel kommen sie aber in die

Erde und besorgen hier später die fast ausschließliche Ernährung der Pflanze. Das Frühlingspflanzen der Lilien empfiehlt sich besonders bei den großblumigen, reinweißen Lilien mit trompetenförmigen Blüten, der sogenannten langblumigen Lilie und der ihr nahestehenden Osterlilie; sie blühen im Herbst oder, wenn jetzt gepflanzt, in der Regel im Mai, während die Hauptblüte der in den Gärten ausgepflanzten Lilien in den August und September fällt.

Bei der Frühkultur im Zimmer müssen die Lilienzwiebeln hell, sonnig und kühl stehen; in hoher Stubenwärme und trockener Zimmerluft werden sie fortgesetzt von Blattläusen befallen, die wohl vorübergehend durch Einsireuen der Pflanze mit Tabakstaub bekämpft, aber nur bei sachgemäßer Kultur dauernd unterdrückt werden können. Eine Lilie, die von Blattläusen befallen ist, blüht entweder gar nicht, oder sie entfaltete im günstigsten Falle nur verkümmelte Blumen. Für die Gartenkultur können Lilienzwiebeln sowohl im Herbst, als auch im zeitigen Frühling gepflanzt werden. Dabei berücksichtigt man die hier oben geschilderte Eigenart der Wurzelbildung und pflanzt tief, in leichtem Sandboden 20 bis 25 Zentimeter tief. Dieses Tiefpflanzen ist zugleich ein sicherer Schutz gegen die Winterkälte, gegen die sich die einzelnen Sorten verschieden verhalten. Die reizende rotblütige, schwarzgetupfte Tigerlilie ist hart, die japanische Golddandlilie weiß mit goldenem Mittelstreifen auf jedem Blütenblatt, auch in vielen schönen Variationen aufstehend, die größte, stacheligste und auch wohlküstendste von allen dagegen empfindlicher. Pflanzte man Lilienzwiebeln mindestens 20 Zentimeter tief, so werden sie auch beim Graben der Beete, das meist schon zu einer Zeit erfolgt, wo die Zwiebeln noch ruhen, nicht vom Spaten getroffen und beschädigt; sie können dann jahrelang im Boden bleiben und sich zu immer stärkeren Kolonien ausbilden.

Im verfloffenen Sommer sah ich auf einer kleinen belgischen Eisenbahnstation der Strecke Brüssel-Ostende ein ganzes Heer japanischer Tigerlilien, die hier eine Nasenflache des Stationsgartens schmückten, auf der sie im Verlaufe vieler Jahre aus einigen Einzelzwiebeln hervorgegangen waren. Diese Tigerlilie und einige andere pflanzt der Japaner auch als Nutzpflanze; ihre Zwiebeln werden in Japan als Gemüse gegessen, das aber ihres bitteren Geschmacks halber der Zunge des Europäers absolut nicht zusagen will.

Kleines Feuilleton.

Die Sternfinger. Der Abend des 6. Januar beginnt zu dunkeln. Im städtischen Bauernhause sind alle Vorkehrungen getroffen, Pfefferluchen prangt auf dem Tische mit Äpfeln und Nüssen, alles versammelt sich in der schimmerigen Dämmerung der Stube. Ab und zu läuft ein auf die Straße: sie warten auf etwas; bald müssen die „Sternfinger“ kommen. Und da sind sie auch schon. Voran der Fackelträger, und dann die drei halbivüchigen Gesellen, gar lustig ausstaffiert mit den rufgeschwärzten Gesichtern, den Kronen aus Goldpapier und den bunten verzierten, weißen Mützen, die gar nichts anderes sind als lange Heiden. Zwei tragen vergoldete Spiege in den Händen, der dritte aber trägt den Stern. Das ist eine Stange, auf der ein Brett mit einem zierlichen Bildwerk besetzt ist. Hier ist zu sehen ein Schloß mit einer grünen Laube und einem Stall, in dem Maria an der Krippe sitzt zwischen Ochs und Esel. Durch ein großes Fenster sieht Herodes auf den Stall herunter mit einem schwarzbraunen, fürchterlichen Gesicht und einer großen, schwarzen Perücke auf dem Kopf. Gar possierlich bewegen sich die Hühnerchen, wenn die „Sternfinger“ den „Herodeskasten“ schütteln und der große vergoldete Stern aus Pappdeckel, der darüber schwebt, macht die tollsten Sprünge, wenn sein Träger an der lang herabhängenden Schnur zieht.

Lauter Lärm und wildes Gekö der Jugend verkündet schon von weitem das Herannahen des merkwürdigen Aufzuges. Nun machen sie Halt vor der weitgeöffneten Haustür und räuspern sich zum Singen. Andächtige Stille tritt ein und der prächtigste, der Mohnkönig mit dem langen, steifen Pops beginnt:

„König Kaspar bin ich genannt,
Komm' daher aus Mohnland,
Komm' daher in großer Eil,
Wierzehn Tag, fünfshundert Meil' . . .“

Nach ihm stellt sich Melchior vor und dann Balthasar, und dann haben sie im ebenso gutgemeinten wie wenig wohlklingenden Dreigesang gar vielerlei Schönes für das neue Jahr zu wünschen. Ein Hoch aus hellen Stimmen schließt die Szene, und der also geehrte Hausvater bewirbt die Sternfinger mit den aufgelächerten Lederbissen, wozu sich die „heiligen drei Könige“ nicht lange bitten lassen; er gibt ihnen auch noch Lebensmittel und ein paar „Sechser“ auf den Weg.

Noch heute entfaltet sich dies gemüthvoll lustige Bild, das Goethe besungen und Ludwig Richter gezeichnet hat, in deutschen Landen, in Thüringen und Schlesien, im Elsaß und am Niederrhein, in Bayern und in Tirol. Freilich sind es nur noch letzte Reste einer frühlichen, echt volkstümlichen Sitte. Die Umzüge der heiligen drei Könige waren früher viel reicher ausgestaltet und gipfelten in ganzen Komödien. Ursprünglich wurde das Erscheinen der drei Könige am Epiphantentage (6. Januar) sogar in der Kirche festlich dargestellt.

Auch vorchristliche Rüge vermischten sich noch mit diesen bunten Gestalten. Die Umzüge der Sternfinger aber hielten auch rasch allerlei Tollheit und Ausgelassenheit im Gefolge, so daß schon 1686 „jedes, der sich auf den Gassen als gekleidetes Christkindlein mit oder ohne Stern betreffen läßt“, mit schweren Strafen bedroht wurde. Aber alle Verbote der Behörden haben die DreikönigsUmzüge nicht unterdrücken können, und noch heute ziehen die „Sternfinger“ einher.

Technisches.

Bright's Sicherheitsflugmaschine. Vor kurzem wurde bekannt, daß Orville Bright in einem kleinen Kreise von amerikanischen Flugsachverständigen mitteilte, er habe einen automatischen „Stabilisator“ erfunden, der nach seinen bisherigen Leistungen als die Lösung des Problems des automatischen Gleichgewichtes der Flugmaschine gelten müsse. Vor einem Sonderkomitee des amerikanischen Aeroklubs und einer Anzahl ausländischer Flugsachleute hat Bright nun in Dayton in Ohio seine Erfindung vorgeführt, und alle, die diesen Flügen bewohnten, schätzten sie als eine neue Etappe der Flugkunst. Die Leistungen waren so verblüffend und außerordentlich, daß das Komitee des Aeroklubs Bright den Collier-Preis zuerkannte, den Preis, der für den bedeutendsten Fortschritt auf dem Gebiete der Flugkunst während des letzten Jahres erteilt wird. Orville Bright unternahm mit einem mit dem automatischen Stabilisator versehenen Flugmaschine vor der sachverständigen Kommission 20 Flüge; bei den letzten sieben Flügen legte er die Hände überhaupt nicht an die Steuerung und beschrieb dabei die schwierigsten Kurven in den Lüften mit so staunenerregender Sicherheit, daß die Zeugen alle keinen Zweifel an dem Werte der neuen Erfindung fallen lassen mußten. „Wir arbeiteten bereits seit vielen Monaten an unserem Apparate“, erklärte Bright später den Sachseuten, „aber erst jetzt hielten wir den Augenblick für gekommen, die Leistungen der Einrichtung zu zeigen. Die Vorrichtung besteht nur in einem kleinen Apparate, der dem Flugzeug das Gleichgewicht verleiht und es sowohl sicherer als leichter lenkbar macht. Mit einem gutarbeitenden Stabilisator wird jedermann nach einer Unterweisung von 20 Minuten vollkommen befähigt sein, eine Flugmaschine mit aller Wünschenswerten Sicherheit zu steuern. Der Stabilisator kontrolliert Haltung und Gang des Flugzeuges; dem Piloten bleibt keine Aufgabe außer der Handhabung der Hebel; und das lernt jeder in kürzester Frist. Ich möchte heute noch nicht Konstruktions Einzelheiten mitteilen, aber binnen weniger Tage wird der Stabilisator der breitesten Öffentlichkeit vorgelegt werden. Noch einige kleine Schwierigkeiten sind zu überwinden, aber sie sind von untergeordneter Bedeutung.“

Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die unabhängigen Sachverständigen, die den Probestiegen bewohnten, sich über die Erfindung viel enthusiastischer äußern als der Erfinder selbst. Orville Bright sieht gleich seinem verstorbenen Bruder Wilbur in dem Aufse, Sensationen aus dem Wege zu gehen; jedenfalls neigt er eher dazu, eigene Erfolge zu verkleinern, als sie zu vergrößern.

Astronomisches.

Das Rätsel des Jupitermondes. Die Zahl der Monde des Jupiter war noch vor 20 Jahren auf 4 beschränkt und der größte Planet des Sonnensystems stand also in dieser Hinsicht gegen seinen kleineren Bruder Uranus zurück. Seitdem ist er aber durch weitere Entdeckungen dem Uranus wenigstens ebenbürtig geworden, da man nun auch acht Monde von ihm kennt. Die vier Monde, die bald nach der Erfindung des Fernrohres im Januar 1610 aufgefunden wurden, erhielten als Bezeichnungen die einfachen Zahlen eins bis vier, und sie sind ihnen auch geblieben, obgleich der als fünfter 1892 entdeckte Mond dem Planeten noch näher steht als der erste. Die alte Nr. 1, auch Io genannt, ist aber jedenfalls noch immer der interessanteste Körper dieses Systems geblieben. Es sind jetzt gerade 40 Jahre vergangen, seit zum ersten Male die Beobachtung gemacht wurde, daß dieser Mond nicht einen runden, sondern einen elliptischen Umriss zeigte. Diese Wahrnehmung ist danach nicht nur von vielen Astronomen bestätigt worden, sondern man hat auch die noch erstaunlichere Tatsache nachgewiesen, daß sich seine Gestalt in ziemlich regelmäßigen Zeitabschnitten verändert. Nach den Beobachtungen von Professor Pickering, zuerst im Jahr 1904 und dann in diesem Jahr wurde festgestellt, daß dieser Himmelskörper seine Gestalt in etwa zwölf Stunden wechselt, als ob er eine Art von Atmung ausführte. Zuweilen erscheint die Scheibe völlig kreisförmig, dazwischen wieder in eine deutliche Ellipse ausgezogen. Eine Erklärung dieser seltsamen Erscheinung hat zuerst wiederum Pickering versucht; da der Mond nach der Hagenbestimmung eine sehr geringe Dichte besitzen muß, die wenig größer als die des Wassers ist, so glaubt der Astronom, er sei überhaupt kein fester Körper, sondern auch einem Schwarm besonderer Massen teilschen in ähnlicher Weise wie der Ring des Saturn zusammengefaßt. Es würde also eine Welt von kosmischem Staub sein, der etwa in derselben Entfernung wie unser Mond die Erde, seinen Herrn, umkreist. Da nun die Masse des Jupiter 318mal größer ist, als die Erde, so muß er auf diesem sonderbaren Mond eine ungeheure Anziehung ausüben, die gewissermaßen in Ebbe und Flut zum Ausdruck kommt und die Gesamtförmigkeit des Staubmondes verändert. Auch der Schatten, den die Io auf den Jupiter wirft, wenn sie zwischen diesen und die Sonne tritt, zeigt einen verlängerten Umriss.